

Nr. 37. **Bromberg, den 20. Februar** **1926.**

Der Schuß ins All.

Ein Roman von morgen.

Von Otto Willi Gail.

(3. Fortsetzung) ——

5.

Schlaflose Nacht.

In den Straßen und Gassen des sonst sehr stillen Bodenseestädtchens blieb es in der folgenden Nacht lebendig. Bei Einbruch der Dunkelheit strömten die Menschen in Scharen hinaus zum See, die ganze Stadt schien auszuwandern bis auf den letzten Mann. Man riß sich um die Mietboote, und die Verleiher machten glänzende Geschäfte. Sie hatten die Hochkonjunktur erkannt und nahmen einen besonderen Aufschlag auf den normalen Mietpreis. Soweit man in der Dunkelheit sehen konnte, schaukelten Kähne, Boote und Flöße aller Bauarten auf dem Wasser. Mit Fernrohren und Operngläsern wurde der Nachthimmel unablässig gemustert mit einer Aufmerksamkeit, wie sie in diesem Umfange dem alten Mond wohl kaum jemals zuteil geworden ist.

Die Abendzeitungen hatten den Abschuß der Rakete bestätigt und kein Friedenshafener wollte sich das Ereignis entgehen lassen, obwohl die Meinungen über Sichtbarkeit und Nichtsichtbarkeit sehr geteilt waren. Mancher sah vielleicht an diesem Abend zum ersten Male, daß auch die meisten Sterne — genau wie die Sonne — aufgehen im Osten, am Firmament höher und höher steigen, um dann wieder herabzusinken zum westlichen Horizont; mancher bemerkte oder erfuhr zu seinem Erstaunen, daß der Polarstern dagegen unbeweglich still zu stehen scheint und der ganze Sternenhimmel sich um ihn dreht.

Seltsam — an diesem Abend betrachtete und bewunderte man Dinge und Vorgänge, die jeder an jedem klaren Abend würde beobachtet haben, wenn er sich nur die Mühe gemacht hätte, seine Nase aus dem Dunst des Horizontes etwas in die Höhe zu heben „Wunderbar", hörte man, wenn ein des Sternenhimmels Kundiger einige Erklärungen gab. In dem Motor eines Kraftwagens, in der Konstruktion eines Kinoapparates, in dem Zusammenhang der Weltbörsen, im Detektor eines Radio-Empfängers — in den entlegensten Gebieten der Technik und Zivilisation kennt sich der Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts genau aus — aber die Bahnen der Sterne, die er täglich sehen und beobachten kann, wenn er nur will, — das sind ihm entweder Rätsel geblieben oder Weisheiten, die man in der Schule mal „gehabt" hat und daher so rasch wie möglich wieder vergißt.

So konnte es nicht überraschen, daß die Menge den albernsten Späßen zum Opfer fiel.

„Da kommt's schon!" rief einer der wie die Affen auf den Uferalleebäumen gröhlend herumturnenden Straßenjungen, „da drüben über der Kirchturmspitze!"

Sofort richteten sich hundert Gläser auf — Mars, der eben im Südosten heraufgezogen kam und sich für die ihm zugedachte Rolle wohl bestens bedanken mochte. Nur allzuoft wurde die Aufmerksamkeit der Menge von Spaßvögeln mißbraucht. Zeitweise hielt man die Lichter des Pfänderhauses für das mit Spannung erwartete Raumschiff, dann mußte Capella herhalten, auch der Polarstern am Schwanze des Kleinen Bären blieb von der Ehre nicht verschont — und ein ganz kluger Postbeamter, Vater von fünf Kindern, und daher ein erfahrener Mann, hatte die Rakete bereits ganz deutlich auf den Mond einschlagen sehen und verteidigte hartnäckig seine Beobachtung.

Schließlich einigte man sich auf einen stark flimmernden Stern dritter Größe, der abwechselnd hell aufzuflammen und dann wieder zu erblassen schien und daher den Leuten verdächtig war. Das mußte das Raumschiff sein.

Als aber die Stunden vergingen und sich gar nichts Sensationelles ereignete, kein Feuerbogen am Himmel, kein dahinrasendes Geschoß, keine Explosion auf dem Mond — da fingen allmählich die älteren Leute an, sich enttäuscht zurückzuziehen — andere folgten nach und mit einem Male begann die allgemeine Rückwanderung in die Stadt, obwohl der Morgen noch ferne war. Nur die ganz Unentwegten hielten aus bis zum Morgengrauen, bis die aufgehende Sonne den Osthimmel färbte und die ganze Sternenpracht auslöschte.

Man hatte sich die abenteuerliche Fahrt anders vorgestellt — niemand war so recht befriedigt von der durchwachten Nacht, deren kühler Wind manchen Schnupfen auf dem Gewissen hatte — keiner konnte mit Bestimmtheit sagen, ob er nun die Rakete gesehen, ob er das Raumschiff für einen Stern oder irgend einen Stern für das Raumschiff gehalten habe.

Am anderen Morgen brachten die Zeitungen spaltenlange Berichte. Sämtliche Meldungen — auch die vom Ausland eingelaufenen — ließen eine gewisse Enttäuschung erkennen, daß nichts beobachtet werden konnte — doch war an dem tatsächlich erfolgten Abschuß kaum zu zweifeln. Ein führendes Blatt der Hauptstadt druckte die Schilderung seines rumänischen Sonderberichterstatters ab. Zwar habe den Abschuß niemand authentisch gesehen, aber in der fraglichen Nacht seien die Einwohner der Umgebung von Calimanesti kurz nach neun Uhr durch ein starkes, wie Maschinengewehrfeuer klingendes Geknatter aus dem Schlafe erschreckt worden. In großer Aufregung hätten die Gebirgsrumänen, die sich das furchtbare Getöse nicht erklären konnten, die Flucht talabwärts ergriffen. Das Vieh sei störrisch geworden, Pferde und Ochsen hätten sich losgerissen und die allgemeine Verwirrung erhöht, dazu das unaufhörliche Heulen der Hunde, und das Wild der Berge sei, ohne auf Menschen und Hunde zu achten, in wilder Flucht durch die Ortschaften gerannt.

Auch in den großen Hotels von Ramnicul Valcea habe man das Geknatter vernommen und einige Gäste behaupteten, im Nordosten einen grellen Lichtschein über den Bergen wahrgenommen zu haben. — — —

Eine sehr vorsichtige und durchaus abwartende Haltung nahmen die meisten Observatorien ein, die um Mitteilung ihrer Beobachtungen und ihrer Meinung angegangen worden waren.

Die Warte Berlin-Babelsberg schrieb:

„Solange wir nicht über die Dimensionen, Geschwindigkeit und Abschußrichtung informiert sind, können wir uns über die Möglichkeit der Sichtbarkeit der Rakete keine Meinung bilden. Auffällig ist es jedoch zweifellos, daß bis jetzt von keiner Warte der Erde aus die Rakete wahrgenommen worden ist."

Etwas mehr Hoffnung ließ das Observatorium von Greenwich, das an die „Daily News" berichtete:

„. . . immerhin ist es möglich, daß die Rakete ungenügend oder gar nicht beleuchtet ist und daher erst gesehen werden kann, wenn sie aus dem Erdschatten heraustritt. Wann das geschehen wird, darüber können wir keinerlei Angaben machen, da uns alle Unterlagen fehlen."

Auch die nächste Nacht brachte keine sichere Aufklärung, da sich über ganz Westeuropa eine dichte Wolkendecke gebildet hatte und die beginnenden Herbstnebel an und für sich die Beobachtung außerordentlich erschwerten.

Bald wurden so starke Zweifel in der Öffentlichkeit laut, daß niemand mehr zum Himmel empor zu sehen wagte, aus Furcht, als Raketengucker verspottet zu werden.

Korf war diese Entwicklung der Sache durchaus nicht angenehm. Wenn er auch an den erfolgten Abschuß aus logischen Gründen durchaus glaubte, so war es doch fatal, daß sich das Publikum für verulkt hielt. Was für Folgen würde dies auf seine Sammlung haben, die eben vor der Tür stand? Einen Mißerfolg würde das Publikum schließlich noch hinnehmen — aber auf einen Scherz hereingefallen zu sein, das verzieh es sicher nicht. Und die unvermeidliche Neigung zur Verallgemeinerung würde zweifellos eine den Fragen der Raumschiffahrt gegenüber zum mindesten sehr reservierte Haltung erzeugen.

Ein schlechtes Omen für das Schicksal der Sammlung! Korf ärgerte sich weidlich.

„Dieser Pfuscher!" knurrte er. „Wahrscheinlich war die Maschine schlecht konstruiert und ist verunglückt. Besser hätte er gar nichts verlauten lassen von seinem Schuß ins All! Die öffentliche Meinung ist rasch verdorben!"

Korf dachte gar nicht daran, daß er im Begriffe stand, seinem gefährlichen Konkurrenten von Herzen Erfolg zu wünschen. Er hoffte aufrichtig, die Rakete würde noch entdeckt werden in ihrer Bahn zum Monde.

Zweites Kapitel: Irrfahrten.

6.

Rätsel.

Von der Endhaltestelle Uhlandstraße der Berliner Untergrundbahn stieg langsam ein Mann die Treppe empor zum Tageslicht. Er sah sich zögernd um und trat dann an einen blauen Schupo heran.

„Die Engelapotheke?" antwortete dieser, „die ist doch schon seit einem halben Jahre geschlossen und wird zu einem Kino umgebaut."

Freundlich bedankte sich der Frager für die Auskunft — vergnügt, als habe ihm der Polizist eine sehr erfreuliche Mitteilung gemacht, ging er weiter die Uhlandstraße hinauf, musterte sorgfältig die weißen Tafeln mit den Straßennamen und bog dann in eine Seitenstraße ein. Vor einer hohen öden Mietskaserne blieb er stehen, zog aus seiner Rocktasche zwischen Pfeifenköpfen und Tabaksbeuteln einen zerknitterten Umschlag hervor und verglich die Hausnummer mit seiner Notiz.

„Na, warte nur, verehrte Frau Mertens!" schmunzelte er, „du wirst schon noch zu uns übertreten!"

Dann trat er in das Haus und stapfte die grauen knarrenden Treppen hinauf. Jedes Stockwerk enthielt drei Wohnungen, und so mußte der alte Sam mehrere Dutzend Namensschilder von Wohnungsinhabern und Visitenkarten von Untermietern studieren, bis ihm im vierten Stock rechts von einer blanken Messingtafel der Name Mertens entgegenleuchtete.

Auf sein Läuten öffnete lange niemand — er drückte ein zweites und ein drittes Mal auf den Knopf, bis er endlich schlurfende Tritte auf dem Korridor vernahm. Vorsorglich mit einer Sperrkette gesichert öffnete sich ein kaum handbreiter Spalt.

„Wer ist da?" rief eine dünne piepsende Stimme, die einem weiblichen Wesen angehören mochte, und deren Ton Sam aufbrachte. Er konnte es schon nicht ausstehen, mit unsichtbaren Wesen sprechen zu müssen.

„Machen Sie nur auf, gute Frau Mertens — ich bin kein Einbrecher," sagte er so freundlich, als es ihm in seiner plötzlichen Gereiztheit nur möglich war.

Ein übler Dunst von übergelaufener Milch und gedämpftem Sauerkraut schlug aus der schmalen Öffnung.

„Was wollen Sie denn?" fragte die Stimme hinter der Türe.

„Das setze ich Ihnen genau auseinander, sobald Sie aufgemacht haben, Frau Mertens!"

„Ich bin ja gar nicht Frau Mertens. Die sind doch schon lange ausgezogen."

„So?" sagte Sam überrascht, „warum hängt denn dann das Schild mit dem Namen Mertens an der Türe?"

„Sie sind wohl vom Wohnungsamt?" ließ sich die Stimme wieder hören, aus der nun ein Gemisch von Mißtrauen und Besorgnis klang.

„Keine Sorge, liebe Frau! Sagen Sie mir bitte, wo die Mertens' jetzt wohnen, dann belästige ich Sie nicht weiter."

„Fragen Sie doch den Hausmeister!"

Samuel Finkle folgte gerne dieser groben, aber doch praktischen Aufforderung und fand im Hausmeister glücklicherweise ein Wesen von Fleisch und Blut — sehr viel Fleisch sogar — das sich seinen Blicken in ganzer Größe darbot.

„Na die Mertens!" sagte er, „ja die Mertens! Da lassen Sie man die Finger davon, Verehrtester. Der Herr Mertens sieht wohl nicht mehr lange zu. Ich rate Ihnen gut — bleiben Sie weg!"

Onkel Sam konnte sich keinen Vers machen auf das Zeug, das der Mann da schwatzte — doch er beglückwünschte sich, einen so gesprächigen Partner gefunden zu haben. Da konnte man hoffen, mehr zu erfahren als von dem unsichtbaren Geist da oben im vierten Stock.

„Sie meinen es ja herzlich gut mit mir, Herr Hausmeister," sagte er, „aber wollen Sie nicht die Güte haben, etwas deutlicher zu werden. Ich verstehe Sie nicht recht."

Da lachte der Berliner Mietskasernenoberst laut auf, daß es nur so schallte.

„Na, tun Sie man nich so! Natürlich — man hängt seine schmutzige Wäsche nicht gerade am Marktplatz zum Lüften auf. Aber mir brauchen Sie nichts vorzumachen — ich weiß Bescheid. Habe schon manchen Kavalier die Treppen hinaufschleichen sehen, wenn der Mertens in der Apotheke saß."

Der Hausmeister zeigte ein fettes zweideutiges Grinsen, das Onkel Sam völlig eindeutig verstand.

„Glücklicherweise sind sie ausgezogen, bevor wir ihnen mit dem Mieteinigungsamt haben kommen müssen. Das ist ein anständiges Haus hier. Man läßt sich ja allerlei gefallen und drückt wohl mal beide Augen zu. Aber sie hat's zu weit getrieben — bis es sogar dem Herrn Zollamtmann im ersten Stock auffiel — und dann ging mir die Schamlosigkeit auch mal über die Hutschnur."

„Sagen Sie — wie sieht denn diese Frau Mertens eigentlich aus?" fragte Finkle und kaute auf der Zunge. Prüfend betrachtete ihn der Hausmeister von der Glatze bis zur Stiefelspitze. Es klang drohend, als er sagte:

„Hören Sie mal— Sie wollen mich wohl uzen?"

„In keiner Weise — ich kenne Frau Mertens wirklich nicht. Ich wollte nur — — — ich soll ihr Grüße bestellen von einem alten Bekannten."

„So — von einem Bekannten! Ich hätte es mir eigentlich denken können, daß Sie nicht der Glückliche sind. Madame pflegte jüngere Kavaliere vorzuziehen."

Onkel Sam schämte sich der unwürdigen Rolle, die er wider Willen seinem jungen Freunde aufgezwungen hatte. Aber — war sie nicht doch ein bißchen berechtigt? Hatten nicht zweifellos zarte Beziehungen bestanden zwischen Korf und Natalka?

„Wie sie aussieht?" fuhr der redselige Portier fort. „Großer Gott — ein hübscher Fratz ist sie ja — das muß man sagen — und" fügte er wohlwollend hinzu. „Beine hat sie, Beine — daß man es schon verstehen kann, wenn ihr die Herren nachsteigen. Ja, wie sie aussieht? Schwarze, natürlich kurzgeschnittene Haare, blasse Haut — mein Gott, was soll ich sagen — so wie eine vom Varieté oder so was ähnliches — beschreib der Teufel die Weiber!"

Onkel Sam wurde merklich unsicher.

„Schwarze kurze Haare, sagen Sie? Wie alt wird sie denn sein?"

„Viel zu jung für Sie, verlassen Sie sich drauf!"

„Und wissen Sie ihren Vornamen?" fragte Sam höflich weiter, obwohl er Lust verspürte, dem anmaßenden Menschen eine saftige Ohrfeige zu verabreichen.

„Vornamen hat sie viele — für jeden einen anderen — da bin ich überfragt!"

„Und wo wohnen Mertens jetzt, wie sagten Sie doch?"

„Kurz nachdem sie die Apotheke verkauft hatten kam auch die Wohnung dran. Das ist ja ein gutes Geschäft heutzutage. Wohnungseinrichtungen werden schwer bezahlt, besonders wenn sie in einer hübschen geräumigen Wohnung stehen und der Inhaber auszieht. Dann gingen sie nach Wien und jetzt sind sie — so viel ich weiß — in Budapest. Richtig ja — Mertens schrieb mir kürzlich wegen den Kohlen, die noch in seinem Keller liegen, und da erwähnt er auch, daß seine Frau wieder auftritt im — im — wie heißt das Ding gleich — im Or . . ."

„Im Orpheum, meinen Sie wohl?" ergänzte Onkel Sam, der sich in der Welt auskannte. „Und die Adresse? Haben Sie den Brief noch?"

Der Portier zog eine Schublade seines Sekretärs auf und wühlte in einem Berg von Papieren, während sich Finkle bemühte, seine Gedanken zu ordnen. Sollte sein Gustl wirklich einem solchen Weib ins Garn gegangen sein — sein Gustl, den er liebte wie ein Vater den Sohn. Man beobachtete ja oft, daß geistig hochstehende, ja bedeutende Männer in den Dingen der Weiblichkeit wie mit Blindheit geschlagen scheinen. Doch immerhin — etwas mehr Menschenkenntnis hätte er seinem Schwager doch zugetraut.

„Da ist der Brief!" Der Hausmeister riß ihn aus seinen Gedanken und entzifferte langsam buchstabierend:

„Budapest, Szaboles Utca 54 — da lesen Sie selbst. Wissen Sie, ich kann nicht ungarisch."

Sam glaubte das gerne und notierte sich die Adresse in sein Taschenbuch.

„Noch eins — haben Sie eine Ahnung, wie Frau Mertens hieß, ehe sie Herrn Mertens heiratete?"

„Ja, das weiß ich recht gut, denn viele Kavaliere kannten sie nur unter ihrem Mädchennamen und fragten dann, ob hier nicht ein Fräulein Weiß wohne."

Dem alten Sam wankten die Knie. Weiß, der ungarische Name Weiß, den der Hausmeister für den deutschen Namen Weiß nahm, — das war der Name, den August Korf ihm genannt hatte, — der Name Natalkas.

Er bedankte sich bei dem Hausmeister, drückte ihm ein Fünfzigpfennigstück in die Hand — mit Trinkgeldern pflegte er immer sparsam umzugehen — und machte sich auf den Weg zu seinem Hotel.

(Fortsetzung folgt.)

Karl Plath.

Im Eckhause der Posener Straße in Bromberg, in dem der Landgerichtsdirektor Hevelke wohnte, war am 8. September 1829 große Freude. Der erste Enkel war geboren worden. Die älteste Tochter Wilhelmine war an den Schubiner Pfarrer Christian Plath verheiratet. Da in Schubin kein Pfarrhaus war und die Mietswohnung nicht ausreichte, die junge Mutter bei ihrer zarten Gesundheit zudem besondere Pflege nötig hatte, war im elterlichen Hause die Geburt des jungen Karl Plath erwartet worden. Das Gerücht behauptete, daß eine Fensterscheibe des Geburtszimmers rot gewesen sei, sodaß der neugeborene Knabe frühzeitig gelernt habe, alles im rosigsten Lichte zu sehen. Zur Taufe am 14. Oktober kamen auch die Großeltern aus Crone an der Brahe nach Bromberg. Der Patenbrief, den die Großmutter Elisabeth Plath nach der Sitte jener Zeit dem Täufling widmete, lautet:

Einem neugeborenen Kinde
Ist das beste Eingebinde
Und das schönste Patengeld,
Wenn du Jesu Glauben hältst.

Sechs Tage nach der Taufe brachte der junge Pfarrer Plath Weib und Kind nach Schubin. Bald darauf wurde auch ein bescheidenes Pfarrhaus neben der Kirche erbaut. An dieses Haus knüpften sich Karls schönste Jugenderinnerungen „O, ich könnte es malen, schreibt er fünfzig Jahre später, das Häuschen mit seinen gelben Wänden und dem roten Ziegeldach oben, mit den zwei Schornsteinen, mit seinen vier Fenstern vorne und der Haustür in der Mitte, vor ihr eine Treppe, auf welcher man sitzen konnte. Vor dem Hause stehen vier Bäume; manchmal waren es sechs, aber dann gingen mal einige ein und wurden nicht wieder ersetzt. . . Stand ich als kleines Kind auf der Treppe vor unserem Hause, dann erblickte ich vor mir einen leidlich großen Platz, an dessen anderer Seite gegenüber von uns noch ein Wohnhaus stand. Sonst aber war hier das eine Ende unseres Städtchens. Verfolgten wir die Straße, welche an uns und an unserem Gartenzaun vorüberführte, so begann gleich dahinter rechts und links die sogenannte Schonung, das war ein junger Kiefernwald. Da hatten sie einige Jahre vorher Kienäpfel in den Sand gesät, die waren aufgegangen, die jungen Bäume hatten ein gutes Wachstum gehabt, und aus ihnen war alles so dicht zugewachsen, natürlich voll lauter Christbäume, daß man weder zur einen noch zur anderen Seite durchsehen konnte. Gleich hinter unserem Garten fing das an. O, war das nur schön, daß wir Kinder im Sommer, wenn es uns erlaubt wurde, den Wald durchstreifen konnten! Einzelne Gänge waren durchgehauen worden oder hatten sich von selbst gebildet — ich weiß nicht. Wenn man auf diesen ging, dann kam man nach ungefähr zehn Minuten am „deutschen Kirchhof" vorbei, und noch zehn Minuten weiter an dem Begräbnisplatze der Juden. An beiden gingen wir als Kinder immer mit einem leisen Zittern und schweigend vorüber. In der Gegend meiner Heimat sind alle Deutschen evangelisch und alle Polen katholisch, fast ohne Ausnahme. Die Kirche, an der wir wohnten, war daher die deutsche. Die polnische lag am anderen Ende der Stadt. Die jüdische Synagoge stand in der sogenannten Hinterstraße, ein ärmliches Gebäude, in welches wir Kinder bisweilen aus Neugierde hineinsahen: ich denke nicht gern zurück, was ich empfand, wenn ich einmal dort gewesen war. Zwischen den beiden Kirchen aber, der evangelischen und der katholischen, lag die kleine Stadt mit ihren etwa zweitausend Einwohnern. Der Teil nach uns zu hieß die Neustadt, der nach der andern Seite Altstadt. Alle Häuser hatten nur einen Stock, das Pflaster war schlecht und holprig, Straßenlaternen gab es keine, Bäume standen nur in den Gärten hinter den Häusern. Unfern der polnischen Kirche war aus alter Zeit noch das verwitterte und fast verfallene Schloß eines polnischen Grafen zu sehen. Der dazu gehörige Garten hieß der „Schloßgarten".

Der Vater nahm den Sohn frühzeitig mit auf seine Fahrten in das ausgedehnte Diasporakirchspiel. So lernte Karl die verschiedensten Leute kennen, deutsche Kolonisten, Polen und Juden. „O, ich sehe sie noch vor mir hergehen oder vor mir stehen und sitzen, diese ehrwürdigen Männer und Weiber aus den Israeliten meiner Vaterstadt! Am Freitagabend wandelten einige Greise mit langen Stöcken langsamen Schrittes, ihre Gebetbücher unter dem Arm, nach der Synagoge, welche in einer Seitengasse stand, mit den zwei Türen an der vorderen Seite rechts unten, die eine für die Männer, die andere für die Weiber. Eine Glocke hatte sie nicht zusammengerufen, das ist nicht ihre Sitte. Aber ein Mann war von einem jüdischen Hause zum andern gegangen, hatte an die Türen, etwa mit einem hölzernen Hammer, geklopft und dabei in der deutsch-jüdischen Mundart gerufen: „In die Schül 'nein!" Und dann machten sie sich auf, um zu dem Abendgottesdienste in der Schule — so nennen sie die Synagoge — zu gehen. Kamen sie aus derselben nach Hause, so war ihr Feiertag, welcher der Sabbat bei ihnen heißt, angefangen. Dann steckten sie in ihren Wohnstuben die sogenannten Sabbatlichter an: ging man am Freitag des Abends an ihren Häusern vorbei, so schien es hell aus ihren Fenstern. Von ihren Feiertagen, deren sie im Jahre mehrere hatten, war uns Kindern keiner merkwürdiger als die sogenannte „lange Nacht". Davon erzählten uns schon unsere Dienstboten als von etwas ganz Absonderlichem. Da sitzen die Juden und Jüdinnen eine ganze Nacht dort in ihrer erleuchteten Schule und beten unaufhörlich. Das war jedes Jahr im September, soviel ich mich erinnern kann, also in einem Monat, dessen Nächte schon ihre zwölf Stunden dauern. Ich weiß noch wie heute, daß wir einmal die Erlaubnis von unseren Eltern bekamen, mit einer unserer Dienerinnen nach der Synagoge zu gehen und zu sehen, wie es dort in der langen Nacht eigentlich hergeht. Schon von weitem leuchtete uns aus den hohen Fenstern der Schein der Lichter entgegen. Drinnen aber saßen unten die jüdischen Männer, Jünglinge und Knaben, oben aber auf einem Chor die Jüdinnen alt und jung. An den letzteren war nichts Sonderliches zu sehen. Allein die im unteren Raume erblickten wir nicht mit ihrer gewöhnlichen Kleidung angetan, sondern mit weißen leinenen Umhängen. Das waren die Gebetsmäntel. In denen saßen sie da, außerdem die Hüte und Mützen auf den Köpfen, ein aufgeschlagenes Gesangbuch ein jeder vor sich. Aus demselben lasen sie, bisweilen leise, bisweilen laut — das alles merkwürdig anzusehen und anzuhören; meine Lebtage werde ich nicht vergessen, was ich da als Knabe in der langen Nacht der Juden erfahren hatte."

Ein Ereignis prägte sich dem Knaben unauslöschlich ein. In der Nacht zum 1. Mai 1840 wurde die halbe Stadt Schubin von einer großen Feuersbrunst eingeäschert. Ein Mann kam dabei in den Flammen um. Und wie ging das zu? Der Mann, der ein Säufer war, hatte sein brennendes Haus bereits verlassen, als ihm einfiel, daß er seine Schnapsflasche vergessen habe; er ging zurück, um sie zu holen und — kam nicht wieder. Seit der Zeit hatte Karl Plath eine lebhafte Abscheu nicht bloß vor aller Unmäßigkeit, sondern vor jedem alkoholischen Getränk überhaupt.

Die erste Unterweisung im Lesen und Schreiben erhielt der Knabe von der Mutter. Mit dem 7. Jahre übernahm der Vater den Unterricht in allen Fächern, zu denen auch das Polnische gehörte. 1842 kam Karl auf das Gymnasium nach Posen. Die Mutter begleitete ihren Sohn. Unterwegs mußten die beiden Reisenden in einem überfüllten Gasthofe übernachten. In einer nach Tabak und Branntwein übel riechenden Gaststube hatten sie eine Streu als Nachtlager, während in einem Nebenzimmer ein Sterbender röchelte.

Das Schönste während der Posener Schulzeit waren für Karl wie wohl für die meisten Schüler die Ferien. Nur war es damals für einen zwölfjährigen Knaben nicht so leicht, die Ferien zu Hause zu verbringen, da nicht jedesmal aus der Familie jemand als sicherer Begleiter mitreisen konnte.

Das erste Mal ging es freilich besonders gut, da ein Gutsbesitzer aus der Nähe von Schubin gerade mit eigenem Gespann in Posen war und den kleinen Karl mit nach Hause nahm.

Als nach Jahresfrist die großen Ferien wiederkamen, fand sich als passende Gelegenheit nur ein Kaufmann aus Schubin, der Waren für sein Geschäft in Posen eingekauft hatte. Die Last der Waren war für die Pferde schon fast zu schwer, und die Menschen hatten doch auch ein Gewicht,

außer Karl sollte noch ein Klassenkamerad mitfahren, um in Schubin die Ferien zuzubringen. Als man unterwegs spät Abends im „Maruschka Kruge" einkehrte, krochen die beiden Knaben ermüdet in das Stroh zwischen den Warenkisten auf dem Wagen, um darin zu übernachten. Nach einigen Stunden wachten sie fröstelnd auf und fanden sich bereits wieder auf der Landstraße, aber das Fuhrwerk hielt still und die Pferde konnten nicht weiter. Also hieß es: schnell herunterklettern und trotz Müdigkeit, Hunger und Durst in den kühlen Morgen hinein vorauswandern. Zum Glück fanden die kleinen Burschen bald in einer Wirtschaft am Wege etwas Milch und Brot zur leiblichen Erquickung. Am Marschieren aber hatten sie solchen Geschmack bekommen, daß sie die immer größer werdende Entfernung zwischen sich und dem langsam dahinschleichenden Wagen gar nicht mehr bemerkten. Sie verloren diesen nach und nach ganz aus den Augen und beschlossen gar nicht mehr zu warten, sondern die ganze Strecke zu Fuß zurückzulegen. Ein paar Groschen hatten sie in der Tasche, für die Backwerk und saure Milch gekauft wurden. Den Durst stillten sie gelegentlich mit der hohlen Hand aus einem Graben am Wege. Allmählich fingen aber die Knie an weh zu tun und die Stiefel zu drücken, sodaß jeder Schritt Schmerzen verursachte. Als es gar am Abend dunkel wurde, wollten die kleinen Wanderer doch schier verzagen, aber da leuchteten endlich vor ihnen die Lichter von Schubin auf, und sie waren am Ziele.

Bereits im Herbst 1843 kam Karl auf das berühmte Gymnasium zu Schulpforta.

Nach Beendigung seiner Schul- und Universitätszeit wurde er geistlicher Inspektor an den Franckeschen Stiftungen in Halle a. S. und später Missionsinspektor in Berlin. Auf dem Gebiete der Heidenmission hat er sich einen bedeutenden Ruf verschafft, die Goßnersche Missionsgesellschaft aus großen Schwierigkeiten zu hoher Blüte geführt, dreimal Indien bereist und an der Berliner Universität den Missionsgedanken wirksam vertreten. Am 10. Juli 1901 ist er im Missionshause zu Friedenau gestorben. Fr. Just.

Die junge alte Frau.

Ein Pariser Unikum.

Die Pariser Blätter wissen von einem Fall zu berichten, der zumal für Paris etwas Unerhörtes bedeutet. Ein junges Mädchen, bildhübsch, für jede Schönheitskonkurrenz reif, in dem für eine Frau heute besten Alter von 28 Jahren, hat ihre ganze Schönheit zum Opfer gebracht und es vorgezogen, statt aus der — Häßlichkeit Kapital zu schlagen, d. h. sie hat sich mit Hilfe aller möglichen Künste aus einer Achtundzwanzigjährigen in eine Neunzigjährige verwandelt. Ihre Augen blickten trübe, im Gesicht allenthalben Runzeln, schneeweißes Haar, gebückte Haltung, zitternde Beine, bebende Hände, alles auf das Naturgetreueste nachgeahmt, so daß sie ganze Wochen hindurch unbehelligt vor der Notre-Dame-Kirche stehen und ihr Plakat „Agée de 90 ans" (Neunzig Jahre alt) zur Schau tragen konnte. Einmal aber kam die Sache einem Schutzmann doch verdächtig vor, und da die „Alte" auf allerlei Fragen sehr merkwürdige und unsichere Antworten gab, nahm er sie mit zum Polizeirevier. Und als man die vermeintliche Greisin dann näher ins Auge faßte und mit allerlei Mitteln — die Polizei hat ja auch allerhand Kniffe zur Verfügung — behandelte, da fiel das Alter Stück um Stück von ihr ab, sie verjüngte sich zusehends um ein Jahrzehnt nach dem anderen, bis sie endlich als bildhübsche Achtundzwanzigjährige vor den Polizeibeamten stand, die sich darob eines Ausrufs der Verwunderung nicht erwehren konnten. Half jedoch alles nichts, die Schöne wurde wegen Betrugs angeklagt und dem Richter vorgeführt.

Nun weiß man, daß die französischen Richter keine Unmenschen sind, und so erklärte der Richter denn, der Fall sei so ungewöhnlich und so wider die Natur, daß die Paragraphen des Strafgesetzbuches da nicht ausreichten. Eine Frau, die dafür bestraft werden solle, daß sie sich älter und häßlicher mache als sie sei — ja, das sei allerdings ein Vergehen, aber nur ein Vergehen gegen die Männerwelt, die doch schließlich ein Anrecht darauf habe, Frauenschönheit zu erblicken. Und aus diesem Grunde müsse die Angeklagte allerdings eine Verwarnung erhalten: daß sie sich dieses Vergehens, der Männerwelt ihre Schönheit vorzuenthalten, nicht noch einmal schuldig mache. Die alte junge Frau kam mit einem Verweis davon, und — die Filmoperateure, die Varieteebesitzer und sonstige Interessenten werden dafür sorgen, daß die Schöne nicht mehr nötig hat, in der Maske einer Neunzigjährigen vor der Kirche Notre-Dame zu stehen. Das Schönste aber wäre, wenn es sich herausstellen sollte, daß die junge Dame das mit ihrem Streich — beabsichtigt hat. E. K.



Bunte Chronik



* **Menschenopferung.** Die Zeitungen berichten von einem aufsehenerregenden Versuch einer Menschenopferung im Herzen von Neuyork. Das Menschenopfer sollte im Namen des auf der Insel Kuba unter den dortigen Negern heimischen „Voodoo-Kultes", jedoch von Weißen, den Götzen dieses barbarischen Kultes dargebracht werden. Ein Ehepaar namens Josef Musca und Frau führte eine junge Frau namens Rosa Parello in ihre Wohnung, 18 Parkstreet. Als das Opfer den Raum betreten hatte, wurde es niedergeworfen und geknebelt, so daß die Frau kein Glied bewegen konnte. Das Zimmer war mit schwarzen Samtvorhängen drapiert, von der Decke hingen Totengebeine herunter und in der Mitte des Zimmers war ein von brennenden Fackeln umgebener Altar errichtet, auf dem der Götze des Voodoo-Kultes thronte. Frau Parello wurde von Musca und seiner Frau geknebelt vor den Altar gelegt und die beiden zogen scharfe Dolche hervor und begannen große Stücke Fleisches vom Körper der Unglücklichen abzuschneiden. Im Zimmer waren mehrere Anhänger des Voodoo-Kultes, durchwegs Weiße, versammelt, die während der „Zeremonie" Gesänge murmelten und ihre Glieder in wilden Tanzbewegungen verrenkten. Auf die entsetzlichen Hilferufe der Frau Parello wurden Nachbarn im Hause aufmerksam und alarmierten die Polizei. Die Schutzmänner eilten die Stiege hinauf, schlugen die Türe zu der Wohnung, in der die Menschenschlachtung im Gange war, ein und kamen gerade zurecht, um Frau Parello den Dolchen ihrer Peiniger zu entreißen, in dem Augenblick, als ihr die Kehle durchgeschnitten werden sollte. Die unglückliche Frau wurde mit gräßlichen Schnittwunden am ganzen Leibe in lebensgefährlich verletztem Zustand in ein Spital überführt. Josef Musca und seine Frau wurden auf eine psychiatrische Klinik gebracht, wo das Ehepaar auf seinen Geisteszustand geprüft werden soll. Die übrigen Teilnehmer an der schauerlichen „Zeremonie" wurden ins Gefängnis eingeliefert. Der Vorfall erregte in Neuyork riesiges Aufsehen, zumal als man bisher der Meinung war, daß der Voodoo-Kult ausschließlich unter Negern Anhänger hat.

*

* **Ein Bataillon aus Frauen.** Aus Neuyork wird gemeldet: Berichte aus Schanghai melden, daß sich unter den mandschurischen Truppen Tschangtsolins ein „Todesbataillon" befindet, das ausschließlich aus russischen Frauen besteht. Das Bataillon nahm an den Gefechten an der Nordgrenze der Provinz Kiangsu teil und kämpfte Schulter an Schulter mit den mandschurischen Truppen. Das Bataillon zählt etwa 50 junge russische Frauen. An ihrer Spitze steht ein junges, hübsches Mädchen mit einem Bubikopf. Die meisten der Kriegerinnen sind die Freundinnen oder Frauen von Russen, die in der Armee Tschangtsolins kämpfen. Ausgerüstet sind sie mit Gewehren und einer neuen Art von Handgranaten.



Lustige Ecke



* **Der kluge Hund.** Der bekannte Satiriker Bernard Shaw besuchte einmal mit einigen Freunden eine Hundeausstellung in London. Seine Begleiter rühmten in übertriebener Weise die außerordentliche Intelligenz der Tiere. „Das ist noch gar nichts", sagte Shaw. „Ich hatte mal einen Hund, der mir leider gestorben ist. Jeden Morgen, bevor ich mein Haus verließ, ging ich in den Garten und gab ihm die Reste meiner Abendmahlzeit. Eines Tages wurde ich durch ein dringendes Telephongespräch abgerufen, ohne meinen treuen Wächter versorgt zu haben. An der Gartentüre hörte ich ein wildes Gebell. Mein Hund zerrte mich an der Hose und schleppte mich zu einem Blumenbeet. Ich war sprachlos. Es waren Vergißmeinnicht."

*

* **Wie wird man dick?** Onkel Hugo kommt nach längerer Zeit zu Besuch. Er hat infolge einer schweren Krankheit so stark abgenommen, daß ihm der Anzug in losen Falten am Körper sitzt. Klein Mariechen sieht voller Schrecken den mageren Onkel an, und fragt dann die Mutter: „Sag' mal, Mutti, wird der Onkel später wieder aufgeblasen?"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.